



» Ich halte mich für eine Witzfigur.«

09. September 2019, Berlin. Schauspieler Matthias Matschke steckt mitten in den Dreharbeiten für die vierte Staffel der ZDF-Erfolgsserie »Professor T.«. An einem freien Tag nimmt er sich Zeit für ein ausführliches Gespräch. Draußen ist es ungemütlich kalt und nass, bei Falafel, Tee und Wasser sprechen wir über seine Leidenschaft für die Fotografie, materielle Besitztümer und unseren Umgang mit der Natur. Als nach gut einer Stunde das Foto-Shooting ansteht, unterbricht Matschke dafür das Interview und setzt es im Anschluss nahtlos fort.

INTERVIEW: FLORIAN STURM | FOTOS: MARLEN MUELLER

H

Herr Matschke, Sie sind seit 2009 immer wieder mit einer Fotokamera unterwegs. Warum fotografieren Sie?

Fotografie ist Zeichnen mit Licht – und Licht ist das Schönste, was es auf der Welt gibt. Ich würde tatsächlich gern noch mal ein Fotostudium aufnehmen. Ich merke, dass ich mit meinen 50 Jahren an einem

Punkt angelangt bin, an dem ich etwas komplett Neues lernen möchte. Mit allen Möglichkeiten des Scheiterns, Gestaltens und Entdeckens. Ich sehe mich dabei generell als reiner Nachahmer – sowohl mit meiner Schauspielerei als auch der Fotografie. Die Kamera ahmt für mich nach, und das ist extrem interessant. Wir Fotografen fertigen ein Abbild an, dieses Abbild will für mich das Original sein, ist es aber nicht.

Und doch ist jedes Foto, ist jede schauspielerische Leistung einzigartig.

Ja. Ich würde sogar sagen, dass das Geheimnis der Kunst im Unvermögen liegt, das Original wirklich vollständig genau abzubilden. Diese Ungenauigkeit bildet die Grundlage für meine Interpretation.

Wissen Sie noch, wie Ihre Leidenschaft für die Fotografie geweckt wurde?

Es gab einen initialen Moment, und der hängt mit dem sogenannten View-Master zusammen, einem Spielzeug zur Betrachtung von stereoskopischen Bildern. Als Kind hatte ich dieses rote Plastikding von Verwandten geschenkt bekommen, seitdem hat mich die Fotografie nicht mehr losgelassen.

Was hat Sie daran so fasziniert?

Du schaust in diese Plastikbox hinein und bist plötzlich in einer völlig neuen Welt. Man konnte mithilfe von Bilderscheiben, die man in dieses Gerät legte, dreidimensional Bugs Bunny oder Roadrunner schauen, doch damit konnte ich absolut nichts anfangen. Dann gab es da aber eine Bilderserie, die für ein Kind in meinem Alter eigentlich völlig unspektakulär war, ich glaube, sie hieß »Wien, wie es ist«. Da sah ich dann den Stephansdom in 3D – dieser simple Effekt hat mich völlig ergriffen, und seitdem interessiert es mich, den Augenblick, die Welt gefrieren zu lassen. Du denkst tatsächlich, die Zeit steht still, du hättest ein Stück Wahrheit gefangen, den Zeitgeist erfasst – doch eigentlich strömt dieser Zeitgeist sofort von dir weg. Auch deshalb machten mir Familienbilder und Gruppenfotos mit Freunden schon immer Angst.

Inwiefern?

Das ist wie ein Dämon, ein Zurückschauen im Sinne von: Ach, so waren wir in diesem Augenblick also! Wobei diese romantischen und häufig emotional kritischen Momente selten wirklich authentisch, sondern meist gestellt sind. Sehe ich die Bilder, werde ich unsagbar traurig, ich betrachte sie nur noch als ein aus Pixeln zusammengesetztes oder auf Fotopapier gedrucktes Zeugnis der Vergänglichkeit. Die Klamotten, die Frisuren auf einem Bild, das vor drei

Jahren entstand, sind heute schon veraltet. Genauso wie vielleicht die Beziehungen der Leute darauf.

Sie sind also jemand, der nicht gern zurückschaut. Es gibt das biblische Bild vom Bauern am Pflug, der die Ackerfurche nur geradeziehen kann, wenn er nach vorne und nicht nach hinten schaut. Dieses Bild erschien mir immer nützlich.

Geht es Ihnen mehr um den Prozess des Fotografierens oder um das Bild an sich?

Um die Gewissheit, einen Moment in feste Form zu bringen. Im Grunde stelle ich mir meine Umwelt in einem flüssigen Aggregatzustand vor, und ich spüre den Wunsch, Situationen zu verfestigen.

Was scheitern muss.

Ja, es wird mir letztlich bewusst, dass die Realisierung dieses Wunsches a priori eine Lüge ist. Es ist ja nur ein Foto, eine Abbildung. Das ist aber nicht schlimm, solange wir darum wissen. Die Welt bleibt fließend. Trotzdem: Was haben meine Vorfahren mitgenommen, als sie aus Schlesien fliehen mussten? Fotos und sinnlose Dinge.

Da sind Ihre Vorfahren nicht allein. Viele Menschen zählen Fotos zu ihren wertvollsten Besitztümern.

Sie besitzen keinen materiellen Wert, aber einen merkwürdigen religiösen Charakter, es ist beinahe so, als würde man auf Voodoo-Puppen schauen. Ganz schlimm sind für mich Schwarzweiß-Bilder aus meiner Abiturphase. Diese Zeit und die Beziehungen aus dieser Lebensphase strömen so unglaublich schnell weg. Einige meiner Klassenkameraden sind bereits tot.

Warum heben Sie diese Fotos trotzdem auf?

Vielleicht ist es die Sehnsucht nach Ewigkeit.

Was ist Ihr wertvollster materieller Besitz?

Früher waren es Dinge von meinen inzwischen verstorbenen Großeltern. Mein Opa hatte diese Taschenlampe. Als seine Zeit zu Ende ging, musste er diese Taschenlampe immer bei sich tragen, so konnte er von seinem Bett aus das Zimmer ausleuchten, um zu verstehen, wo er ist. Von meiner anderen Großmutter habe ich eine Uhr unheimlich behütet. Ich dachte, das sind solche Kleinode, die ich unbedingt mitnehmen muss, inzwischen weiß ich nicht mal mehr, wo diese Dinge sind. Nicht, weil ich sie weniger wertschätze, sondern weil ich merke, dass sie mir viel zu irdisch sind.

Was ist Ihnen denn heute wichtig?

Außer Familie und Freunden brauche ich meine Geige und meine Gitarre.

Finden Sie die Zeit, auf Ihren Instrumenten zu spielen?

Hin und wieder. Vor allem Gitarre spiele ich momentan recht häufig. Das beruhigt mich unheimlich, weil es so anders ist als all das, womit ich mich sonst beschäftige. Obwohl ich einem recht traditionellen Beruf nachgehe, hat sich diese Arbeit doch sehr stark digitalisiert. Früher war die Schauspielerei eine ganz eigene Lebensart, jetzt ist es ein tougher Beruf.



»Ich merke, dass ich mit 50 Jahren an einem Punkt angelangt bin, an dem ich etwas Neues lernen möchte.«

Diese ganzen Schauspielereskapaden, die man aus den 70er- und 80er-Jahren kannte – Besäufnisse und dann einen ganzen Drehtag zu schmeißen, körperlich nicht fit zu sein –, das kann man sich heute gar nicht mehr leisten.

Sind Sie mit Fotografie in der Familie groß geworden?

Mein Vater hatte mehrere Kameras, allerdings ging es ihm eher um die Technik als den kreativen Prozess des Fotografierens. Bei mir ist es eine seltsame Sucht. Mein Großvater mütterlicherseits war bei uns der Zeichner und Maler, mein Vater als Diplomingenieur der Maschinenfetischist. Diese beiden Seiten kommen bei mir zusammen.

Sie agieren als Fotograf mit zwei unterschiedlichen Persönlichkeiten: Matthias Matschke und Bernadette Ypso. Wie kam es zu diesem Alter Ego?

Bernadette ist das Ergebnis eines Experiments. Mein damaliger Agent sagte zu mir: Matthias, wir brauchen mal wieder Fotos von dir. Woraufhin ich meinte, ich könne diese Bilder doch selbst machen, schließlich fotografiere ich ja auch. Ich erntete ein mildes, väterliches Lächeln und die Empfehlung, ich solle das lieber jemandem mit Erfahrung überlassen. Das hat mich ziemlich geärgert, und Ärger ist ein guter Impuls für Kunstschaffung. Also fotografierte ich mich selbst, schrieb aber, diese Bilder seien von einer Fotografin namens Bernadette Ypso gemacht worden. Die Fotos gefielen meinem Agenten, worauf-

hin ich mich schnell outete – und er das ganz locker aufnahm. Was ich aber merkte, war, dass mich der künstlerische Schaffensprozess unter einem Alter Ego innerlich befreite.

Und wie kamen Sie auf den Namen?

Mein Agent hieß Bernhard Hoestermann, so kam ich auf Bernadette. Und »ipso« wie lateinisch eo ipso, also sich selbst erklärend – daraus wurde Ypso. Zugleich sollte der Frauenname möglichst von mir ablenken.

Welche fiktive Vita haben Sie sich ausgedacht?

Bernadette ist eine Niederländerin, gut drei, vier Jahre älter als ich. Sie beschäftigt sich wirklich nur mit Fotografie und kann auch viel extremer sein als Matthias Matschke. Sie hat in New York am International Center of Photography studiert, danach in Salzburg bei Nan Golding sowie in Rom bei Antonio Pierini und Federico della Mea gelernt. Im Grunde ist Bernadette für mich ein Rollenspiel.

Gibt es denn einen weiblichen Blick auf die Fotografie, auf die Kunst?

Man müsste es vielleicht andersrum betrachten: Nan Golding und Cindy Sherman gibt es nur als Frauen. Beide stehen meiner Meinung nach für eine sehr weibliche Fotografie. Rineke Dijkstra und Lea Golda Holterman zählen ebenso zu den Künstlerinnen, die dieses besondere Etwas in ihrer Arbeit haben, was von Männern bisher noch nicht aufgegriffen worden ist.



Welche Art von Fotos gelingt Ihnen besonders häufig?

Ich finde es faszinierend, Leute in Zusammenhang mit ihrer Umwelt – also mit ihrer Bühne – zu bringen. Vielleicht hat das auch mit meiner Herkunft am Theater zu tun. Gestellte Porträts mache ich auch manchmal, aber es liegt mir nicht wirklich. Meine Stärke, glaube ich, liegt darin, auf der Straße zu fotografieren. Zustände interessieren mich, der Fotograf Martin Parr hat wahrscheinlich eine ähnliche Motivation.

Parr wartet nicht, bis sich alle Leute auf dem Familienfoto perfekt positioniert haben. Er schießt einfach drauflos. Können Sie mit seiner Fotografie etwas anfangen?

Er polarisiert, aber er weiß ganz genau, was er macht. Einige seiner Bilder sind lustig, oft haben sie aber auch etwas sehr Entblößendes, selten allerdings etwas Vulgäres. Und das ist entscheidend. Parrs Fotos haben diese kritische Ironie, und er macht dabei auch vor sich selbst nicht halt, wenn wir uns einmal seine berühmten Selbstporträts anschauen.

Können Sie gut über sich selbst lachen?

Ich halte mich selber für eine Witzfigur. Sonst hätte ich es nie so lange mit mir ausgehalten.

Als Schauspieler sind Sie permanent der Schaulust Ihres Publikums ausgesetzt. Ist die Fotografie ein Weg zurückzublicken? Selbst Voyeur zu sein?

Nein, aber ich bin fest davon überzeugt, dass man als Schauspieler selbst der größte Voyeur sein muss. Schließlich haben wir weder Stift noch Fotokamera, sondern nur das Hinhören und das Auge, um unsere Fähigkeiten als Darsteller zu verbessern. Ich fühle mich oft noch wie der Junge in der dritten Klasse, der mit seinem Scout-Ranzen irgendwo in der Westprovinz schon alleine nach Hause laufen darf und auf dem Weg seinen Lehrer imitiert. Oder wie ich mir als schwächliches Kind hinterher überlege, wie ich in einem Konflikt mit dem Größeren, dem Stärkeren hätte auftreten können.

Sind das die wahren, die frühen Anfänge Ihrer Schauspielerkarriere?

Vielleicht schon. Auch heute rufe ich mir diese Szenen von vor 20, 30, 40 Jahren manchmal zurück ins Gedächtnis: was ich damals empfunden habe, wer ich war, wie das Licht war, wie Dinge gerochen haben.

Mit welcher Intention?

Einerseits als Intensivierung der Erinnerung, andererseits, um mir einen riesigen schauspielerischen Werkzeugkasten zusammenzustellen. Meine Charaktere sind voll von Dingen, an die ich mich erinnere, allerdings stets in einzelnen Fragmenten, nie als komplette Szene oder vollständiger Charakter.

Ist es nicht unbefriedigend, als Schauspieler permanent zu imitieren, statt etwas Eigenes zu schaffen?

Naja, ich bin ja der DJ, der die Erinnerungen remixt.

» Wir handeln autodestruktiv, weil wir die falschen Prioritäten setzen.«

Das ist der kreative Teil.

Ihr Alter Ego Bernadette lebt laut fiktiver Vita in Rom. Welche Beziehung haben Sie zu Italien?

Ich fing mit 17 Jahren an, Italienisch zu lernen. Aus irgendeinem Grund habe ich es aber, bis auf einige kurze Stippvisiten, nie weiter als bis nach Rom geschafft. Meistens war aber schon im norditalienischen Bologna Schluss. Meine beste Freundin Lara Bonini stammt von dort, wir freundeten uns an, als sie vor mehr als 30 Jahren als Au-Pair-Mädchen in meinem Wohnort Darmstadt war. Ich habe sie häufig in Italien besucht und irgendwann gemerkt, dass ich einfach diese Sprache lernen muss, denn ansonsten würde ich auf ewig der Tourist bleiben. Wäre ich 1992 in Berlin nicht an der Schauspielschule genommen worden, hätte ich im Rahmen meines Lehramtsstudiums für ein Jahr in Italien Deutschunterricht gegeben.

Was ist italienisch an Ihnen?

Die Begeisterung für das Leben, die Liebe zu schönen Frauen und die Hysterisierung profaner Gefühle.

Reisen Sie privat viel?

Ja. Ich brauche dieses Unterwegssein und fotografiere auch eigentlich nur, wenn ich auf Reisen bin. Und obwohl ich sonst viel vergesse: Orte, die ich besucht habe, und Menschen, die ich fotografiert habe, vergesse ich so gut wie nie.

Welches Thema beschäftigt Sie im Augenblick besonders stark?

Wie wir es schaffen können, zu überleben. Man kann es nicht weniger drastisch formulieren. Ich glaube, dass wir derzeit etwas erleben, das so noch nie vorher auf unserem Planeten stattgefunden hat. Wir haben eine seltsame Weitsicht, mit der es uns nicht möglich ist, das nahe Objekt der Bedrohung scharf zu stellen. Es geht nur noch ums Verdrängen, darum, dieses Etwas, von dem alle wissen, dass es existiert, wegzuschieben. Dabei machen es die Mittel der Wissenschaft offensichtlich. Deswegen kann ich Bewegungen wie Fridays for Future nur unterstützen. Ich fühle mich durch meine bisherige Lebensweise mitverantwortlich für diese Situation, denn ich weiß, dass ich jahrelang verantwortungslos gelebt habe.

Viele Leute Ihrer Generation wollen sich mit dieser pauschalen Schuldzuweisung, die bei Fridays for Future mit im Raum steht, nicht abfinden.

Die Frage ist doch, ob es uns grundsätzlich hilft, nach Schuldigen zu suchen. Das Wichtige an dieser Bewegung ist doch ihre Aussage: Wir stecken in einer Situation, aus der heraus wir uns gemeinsam in die Zukunft bewegen müssen. Ich habe auch noch vor, vielleicht 30 Jahre

zu leben. Selbst wenn es uns irgendwie gelingt, das Steuer rumzureißen, wird es in diesen drei Jahrzehnten dramatische Veränderungen geben. Wir reden hier nicht von einem blauen Auge, sondern einem zerschundenen Gesicht. Es geht um Leben und Tod, daher frage ich mich seit geraumer Zeit: Was kann ich tun?

Was haben Sie schon geändert?

In Deutschland fliege ich grundsätzlich nicht mehr, außerhalb des Landes nur noch, wenn es nicht anders geht. Ich habe mein Auto verkauft und überlege, mir ein Lastenfahrzeug zuzulegen. Ich will von dem Gedanken wegkommen, dass man immer mehr besitzen muss oder stets die bequemere Lösung wählt. Wir brauchen ein vorsätzlich anderes Verhalten gegenüber der Natur.

Welche Rolle kommt der Politik zu, dieses Umdenken zu fördern?

Aufgabe der Politik ist es, sich ihrer Verantwortung, die sie zweifelsohne hat, zu stellen. Wenn wir Leute im Umwelt- und Landwirtschaftsministerium sitzen haben, die darauf setzen, dass sich die Industrie freiwillig an Vorgaben hält, kann das nichts werden. Gegen den Lobbyismus immun zu sein, erfordert viel Mut. Doch ich möchte unsere Politikerinnen und Politiker ermutigen, die Werkzeuge zu verwenden, die ihnen zur Verfügung stehen. Und das sind nun mal Gesetze.

Sehen Sie sich als Person des öffentlichen Lebens in einer besonderen Verantwortung, für diesen nachhaltigeren Lebensstil zu mobilisieren?

Ich würde genau dasselbe tun, wenn ich nicht in der Öffentlichkeit stünde. Die Frage ist doch: Warum haben wir uns von dem, worauf wir unsere Existenz gründen, so weit entfernt? Wir sind Natur, betrachten aber das, was die Welt ausmacht, als verwendbares Material. Ich erinnere mich an den Film »Gier«, einen Stummfilm von Erich von Stroheim aus dem Jahr 1924: Der Mensch, das vernunftbegabte Tier, zeigt seine dunkle Seite, indem er sich selbst auffressend verhält. Dass wir das jetzt mit der Natur tun, ist ja nur ein Umweg. Eigentlich handeln wir autodestruktiv, weil wir die falschen Prioritäten setzen. Mich interessiert aber weniger das politische System dahinter, denn alle politischen Systeme besitzen etwas Destruktives, weil sie den Menschen als Krone der Schöpfung betrachten. Deswegen halte ich es für einen sehr guten Ansatz, dass Fridays for Future ideologisch betrachtet unpolitisch ist.

Was unterscheidet Fridays for Future von politischen Bewegungen?

Die Bewegungen davor waren immer von der Frage motiviert, wie der Mensch gesellschaft-



PROFESSOR T.

Die einen lieben ihn, die anderen versuchen ihn unter allen Umständen zu meiden: Professor Jasper Thalheim – gespielt von Matthias Matschke – ist ein hochintelligenter, aber wenig umgänglicher und extrem neurotischer Kriminalpsychologe und Dozent an der Universität Köln. Bei besonders kniffligen Fällen bittet die Kölner Kripo ihn um seine Mithilfe. Der Charakter des Professor T. ähnelt einer Mischung aus Monk und Dr. House, bekommt aber durch Matschkes Spiel eine eigene Qualität. Ursprünglich ist die Serie eine Adaption der gleichnamigen Produktion aus Belgien. Inzwischen schreibt Regisseur und Kameramann Thomas Jahn in Zusammenarbeit mit Matthias Matschke die Drehbücher. Die vierte Staffel geht im Frühjahr im ZDF auf Sendung.



ZUR PERSON

Matthias Matschke (geboren am 17. Oktober 1968 in Marburg) wollte direkt nach dem Abi Schauspieler werden, wurde jedoch an der renommierten Otto-Falckenberg-Schule in München abgelehnt. Auf Rat seiner Eltern schrieb er sich an der Uni für Germanistik und Theologie auf Lehramt ein. Die Schauspielerei ließ ihn jedoch nicht los, sodass er mit 24 Jahren an die Hochschule der Künste Berlin ging. Er spielte an der Volksbühne Berlin und am Burgtheater Wien, steht aber inzwischen primär vor Fernsehkameras. In Matschkes Vita stehen Rollen in Comedy-Formaten wie Pastewka, Ladykracher, Sketch-History oder der ZDF heute-show. Außerdem war er Teil des Casts bei Helen Dorn, ermittelte im Magdeburger Polizeiruf und mimte Uwe Barschel. Matthias Matschke lebt in Berlin.

lich leben kann.

Aber geht es den Klima-Aktivistinnen und -Aktivisten nicht genau darum?

Ich denke nicht. In meinen Augen geht es vielmehr darum, wie sich der Mensch in und mit der Natur versteht. Wir brauchen einen Ansatz von wirklichem Selbstgefühl innerhalb der Natur. Dann wäre es zumindest ehrlich, wenn Gegner der Bewegung sagten: Ich will die Natur ausbeuten und den Amazonas-Regenwald abholzen, um Weideland zu schaffen. Das hätte nicht diese seltsame Verlogenheit.

Mit Blick auf die Klimakrise hilft diese Ehrlichkeit aber auch nicht weiter.

Doch! Denn Ehrlichkeit, also die schnörkellose Betrachtung dessen, was ist und was man will, ist Basis, auf der neues Handeln gelingt.

Was für ein Naturverständnis halten Sie für sinnvoll?

Ein wichtiger Schritt wäre, die Natur von Beginn an anders zu definieren, sie nicht mehr als Dienstleister, sondern als Familienmitglied

zu betrachten. Damit meine ich nicht das bekannte Bild von Mutter Erde...

... das impliziert, dass die Erde uns ernährt. Genau. Stellen wir uns dagegen vor, die Erde wäre ein Kind, ein besonders schützenswertes Individuum, demgegenüber wir eine hervor gehobene Verantwortung haben. Würden wir dann nicht automatisch anders handeln? Wir müssen uns dringend unserer Verantwortung als Menschen stellen. Carola Rackete postete neulich auf Instagram sinngemäß: Wir haben keine Flüchtlingskrise, sondern eine Krise der menschlichen Solidarität. Und das stimmt. Was hat uns nur so weit getrieben, zu denken, dass wir jemanden, der ertrinkt, ertrinken lassen dürfen? Keiner, nicht im Osten, nicht im Westen, ist so geprägt worden, dass er wirklich denkt, dass er das denken darf. Und sähe man an einer deutschen Küste tatenlos jemandem beim Ertrinken zu, würde man zu Recht schnell wegen unterlassener Hilfeleistung angeklagt. Das Mittelmeer aber ist auf einmal ganz weit weg, und Rechtspopulisten wie Matteo Salvini versuchen, dieses Nicht-Handeln sogar in gesetzliche Form zu bringen. Vor 30 Jahren hätte das niemand gemacht. Ja, es flüchten Menschen nach Europa, aber das war auch schon vor zehn Jahren der Fall. Ich glaube, dass es in Europa niemanden gibt, der aufgrund irgendeines Geflüchteten in Bezug auf seinen Wohlstand in Nachteile geraten ist. Vielmehr leben wir in einem Zeitalter, in dem der Egoismus eine Partei bekommen hat.

Was verbinden Sie mit Demokratie?

Demokratie bietet die bestmögliche Form von Freiheit für möglichst viele Menschen. Die beständig geltende Vereinbarung von Grundwerten, die unstrittig sind und die alle respektieren müssen, um mitzumachen. Zudem die Möglichkeit, am politischen Diskurs teilzunehmen – und dabei andere mit ihren Ansichten auszuhalten. Wenn aber jemand die Gleichheit aller Menschen infrage stellt, auf welchen Prinzipien sollen wir dann überhaupt miteinander verhandeln? Jedem Politiker muss doch das Streben nach einem positiven Ansatz innewohnen. Wobei in meinen Augen nur die Parteien ernst zu nehmen sind, die den Klimaschutz wirklich angehen.

Wie denken Sie über Ihre persönliche Zukunft nach?

In dem Sinne, dass ich den Mut brauche, zu denken, dass ich nicht ewig Schauspieler sein werde. Ich komme eigentlich aus der familiären Tradition, zu sagen: Das ist dein Beruf – und nun musst du zusehen, dass du bis zur Rente deinen Arbeitsplatz sicher hast. Erst mit der Zeit habe ich begriffen, dass die jüngere Generation schon anders lebt. Auch deshalb

»Die Freiheit, die man dem anderen entgegenbringt, erhält man als größere persönliche Freiheit zurück.«

bin ich wohl so gespannt zu erfahren, was es alles gibt.

In welcher entscheidenden Frage haben Sie Ihre Meinung oder Überzeugung geändert?

(überlegt) Als Jugendlicher dachte ich über Schwule, das wären kranke Leute. Das sprach man natürlich nicht so aus. Dabei hatte ich sogar einen schwulen Onkel. Für die katholische Seite meiner Familie war das extrem schlimm und passte nicht ins Weltbild. Sie ertrugen es, weil sie grundsätzlich menschenliebende Personen sind, aber sie konnten es nicht in ihr System einordnen – und ich als Jugendlicher anfangs eben auch nicht. Mit 18 gab es dann einen Moment, als ich mit einem Schlag nur noch endlose Scham gegenüber meiner früheren Haltung verspürte. Wie konnte ich jemals denken, dass ich als Hetero gesünder, normaler oder besser wäre? Warum sollte das so sein? Ich hatte irgendwas nachgeplappert, unreflektiert Ressentiments übernommen. Es war mir einfach nur noch peinlich. Das Schöne war: Ab diesem Moment wurde die Welt größer. Die Freiheit, die man dem anderen entgegenbringt, erhält man als größere persönliche Freiheit zurück.

Max Frisch schrieb ein Theaterstück namens »Biografie: Ein Spiel«, darin hat der Protagonist die Chance, sein Leben noch einmal zu leben, sich in Schlüsselmomenten anders zu entscheiden und so seine Identität zu ändern. Würden Sie, rückblickend betrachtet, etwas anders machen?

Nein, denn alles hängt mit allem zusammen. Selbst absurde Wendungen entstehen aus »dem davor«. Ich wüsste nicht, was ich verpasst hätte. Was vielleicht daran liegt, dass ich mir stets Ziele suche, die in Sichtweite sind. Alles, was hinter dem Horizont liegt, kann ich nur mittelbar erreichen. In der Sprache eines Seglers würde ich sagen, dass ich bei Gegenwind versuche, über etliche Zick-Zack-Manöver zum sichtbaren Ziel zu kommen. Das ist schon schwer genug.

Was ist das nächste sichtbare Ziel, das Sie sich gesetzt haben?

Ich möchte verstehen, wie ich mich am besten gegen den Klimawandel einsetzen kann. Wie kann ich helfen? Komischerweise hat das nichts mit Schauspielerei zu tun. Doch nachdem ich diesen Beruf in den Anfangsjahren überhöht habe, versuche ich nun, das im Vorübergehen zu erledigen. Natürlich bin ich mit Eifer bei der Sache, aber eine Dramaturgin sagte einmal zu mir: »Alles das, was wir hier tun, ist keine Operation am offenen Herzen.« Und das ist die Wahrheit. Wir Schauspieler haben das Privileg, Liebe, Tod und Teufel zu berufen – aber das geschieht immer in einem gesicherten Raum. Und diese Erkenntnis beruhigt mich ungemein. ☺

